

V o r w o r t.

Morgen jährt es sich, daß wir unseren Karlweis verloren haben. Eben erst fünfzig Jahre alt, durch den Erfolg ermutigt, von großen Plänen leidenschaftlich bewegt, ist er uns entrisen worden. Es war furchtbar, ihn mit dem Tode ringen zu sehen. Wir wußten, daß er nicht mehr zu retten war. Er aber, abgemagert und eingeschrumpft, das fahle Antlitz verzerrt, die trockenen Lippen vom Fieber zerrissen, kaum mehr fähig, den Worten zu gebieten, stammelte immer noch von seinem neuen Stücke, lallte Vermorrenes über einen Roman, mit dem er sich trug, und in den letzten Tagen schien das wirkliche Leben für ihn schon völlig erloschen zu sein und der Verstörte sah sich nur noch von den Gestalten seiner Einbildung umringt. Draußen funkelte der schöne Herbst. Er fühlte ihn nicht mehr. Er fühlte das Locken der stillen Sonne nicht mehr. Wenn ihm eine gütige Hand die letzten Aftern reichte, lächelte

er wohl noch einmal mechanisch höflich, aber er fühlte den Gruß der Natur nicht mehr. Hastig richtete er sich auf, streckte die dünnen Arme aus und begann sogleich, einen irren Glanz in den unstillen Augen, vom Theater zu reden, immer nur vom Theater. Niemals habe ich den ganzen Wahn unseres tollen Metiers tragischer gefühlt, als vor diesem Sterbenden, der, schon von allen Dingen unserer Erde abgelöst, fast schon drüben, nur noch wissen wollte, ob denn die Glückner den Schluß des zweiten Aktes richtig „bringen“ würde.

Ich bin dann im letzten Winter oft in einsamen Stunden, wenn draußen alles in grauem Regen lag, über seinen Notizbüchern geseffen. Er pflegte da täglich in ein paar Zeilen aufzuzeichnen, was ihm wichtig war. Sie enthalten keine Betrachtungen, sie sind gar nicht poetisch. Sie merken kurz an, was er arbeitete, mit wem er verkehrte. Sie zeigen, wie unendlich fleißig er war. Die Arbeit wurde ihm leicht, aber er nahm sie schwer. Der Einfall sprudelte nur so heraus, aber er gab sich niemals zufrieden. Er hat seine Stücke immer drei- oder viermal geschrieben. Dann las er sie vor, seiner Frau zuerst, wohl auch einigen Freunden, Chiavacci, Herrn Max Hiller oder mir. Und das leiseste Bedenken, das er, bevor wir es noch aussprechen konnten, in unseren Blicken oder auf unserer Stirne sah, konnte ihm

genügen, um wieder zu ändern, wieder zu feilen, sich wieder wochen- und monatelang zu quälen. Wenn ich ihn auslachte, erzählte er gern, Baudelaire habe seine Gedichte dem Hausmeister vorgelesen, um nur die Wirkung auf einen unbefangenen Menschen zu erkennen; und oft lud er mich ein: Komm' morgen abends zu mir, du mußt wieder einmal mein Hausmeister sein!

Und dann sind diese Tagebücher voll von Kommissionen für andere, und mit einer fast hämischen Freude las ich, wie viele seiner berühmten Kollegen ihn angebettelt haben um eine Verwendung bei einem Direktor, um irgend einen Posten, um eine freundliche Notiz in einer Zeitung. Er rannte sich die Füße ab für Leute, die dann hochmütig in seinen Premieren saßen, freundlich mit den Fingerspitzen klatschend und gütig bedauernd, daß dieser vortreffliche Südbahnbeamte die Marotte hatte, sich auch literarisch zu bemühen. Und er wußte das. Deshalb habe ich ihn so bewundert und geliebt. Er war nicht irgend ein leichtsinniger guter Kerl, der gefällig ist, weil er sich immer wieder über die Menschen betrügt. Er kannte sie. Er besog sich nicht. Er wußte ganz genau: dieser demütige „Freund“, der jetzt vor ihm kriecht, der von Bewunderung überströmt, der ihn als den Erben Raimunds oder Restrofs preist, wird der Erste sein, ihn hinterrücks zu verraten. Nach einer seiner Premieren war einmal ein kleines Fest bei

ihm. Ich ging nicht hin, weil mir vor den Schmeichlern ekelte, die sich an solchen Tagen vor ihm wälzten. Am andern Morgen schrieb er mir: „Ich danke Dir, lieber Freund, und Deiner Frau herzlichst für die Glückwünsche, die ich — sogar! — als echt empfinde. Freunderl! Eine Summe von Heuchelei ist bei dieser schönen Gelegenheit durch mein Zimmer geschleppt worden; ich muß wochenlang lüften, wenn der Schwefelgeruch heraus soll!“ Er wußte das, er rechnete nicht auf Dank, er wußte, daß einem nichts sicherer einen Menschen zum ewigen Feinde macht, als wenn man ihn klein gesehen und ihm geholfen hat. Und er hatte doch die Kraft, immer wieder zu helfen. Wenn ich ihn warnte, sagte er nur lächelnd: „Ich kann einen Puff vertragen!“ Und wenn ihn wieder einer giftig verleumdete, der ihn eben noch, von Rührung triefend, die Hände geleckt, und ich spottete dann, so hieß es immer: „Wenn die Menschen Haderlumpen sind, ist das ja noch kein Grund für mich, auch einer zu sein!“ Und er ließ nicht ab und rannte atemlos durch die Stadt, zu Direktoren und Agenten und Redakteuren, für diesen zu bitten, für jenen zu sorgen, allen zu helfen. Er war ein Genie der Güte.

Ich habe niemals einen Menschen gekannt, der so wirklich „selbstlos“ gewesen wäre. An sich dachte er immer zuletzt. Von sich sprach er mit einer sanften

Fronie, fast mit einem Mißtrauen, und er wurde rot wie ein junges Mädchen, wenn man ihn lobte. Ja, er hatte die unheimliche Gewalt über sich, sich über Erfolge anderer zu freuen. Mein Gott, andere reden auch von der Literatur und von ihren Bedürfnissen und von ihren Zielen. Sie meinen aber doch nur sich selbst. Ihre Welt dreht sich immer nur um sie. Er aber fühlte die Not unseres armen Landes so tief, daß er weinen konnte vor Freude über einen schönen Vers, über eine kluge Szene, die einem Oesterreicher gelungen waren. „Das Niveau!“, war täglich seine Rede, „wenn es uns nur vom Schicksale geschenkt wird, ein klein wenig das Niveau zu heben. Das aber kann kein Einzelner. Dazu müssen wir zusammenstehen, Kleine und Große, durch Liebe stark, durch die Liebe zu unserem Lande.“

Ich habe viele Briefe von ihm bewahrt, kleine Zettel mit frohen Scherzen, lange, traurige Betrachtungen über das Elend unserer Theater. — „Ekelhaft, das Theater mit seinen dummen, sinnlosen Sorgen, findest Du nicht?“, dieser Seufzer kehrt in tausend Variationen immer wieder — und stets Bitten für andere, welchen er ein unermüdlicher Vormund war. Drei will ich hiehersetzen, weil aus ihnen seine innige Menschlichkeit so rein und herzlich klingt, daß ich sie niemals ohne die tiefste Rührung, ohne die frömmste Verehrung für ihn lesen kann. Den ersten schrieb er mir, als mein

Vater starb, am 7. September 1898: „Mein lieber Hermann! Ich habe Dir heute nach Salzburg telegraphiert, weiß aber nicht, ob Du die Depesche erhalten hast, da ich keine bestimmte Adresse angeben konnte. Meine Frau und ich waren furchtbar erschüttert von der Nachricht, die wir vor Deinem Briefe schon aus der Zeitung erhielten. Ich namentlich weiß ja, wie Du, trotz aller Verschiedenheit der Charaktere und Lebensauffassung, in Deinem verborgensten Herzenswinkel doch an dem Vater hingst! Jedes Wort, das Du über ihn sprichst, verrät es mir, und ich gestehe Dir offen, daß es nicht zum geringsten diese halb versteckte Liebe war, die mich Dir menschlich so viel, viel näher brachte als manchen anderen, die gerne mit ihren weichen Herzen kokettieren. Und nun hat er gerade, während wir beisammen saßen und fröhlich über leichte und leichte Dinge schwägten, den letzten Kampf kämpfen müssen. Ich habe es empfunden, als ob es mein Vater gewesen wäre! Mein lieber, armer Hermann, ich drücke Dir still die Hand -- jedes Trostwort ist ja leerer Schall, der nur verletzen kann. Aber glaube mir, daß ich Dich aufrichtig lieb habe. Dein treuer Karl.“

Von Ospedaletti schrieb er mir am 12. März 1900: „Lieber Freund! Dein Brief vom 3. d. ist mir erst am 8. d. zugekommen, da Du ihn nach Bordighera adressiert hattest und ich seit bald vier Wochen in Ospedaletti bin,

was ich Dir auch seinerzeit mit einer Karte mitteilte, die sich irgendwo bei Dir finden dürfte. Ganghofer wollte nämlich durchaus nicht in Bordighera bleiben, wo ihm die Zimmer zu klein waren, da er beim Arbeiten auf und ab laufen muß. Solche Zimmer fanden wir bei einem Besuche, den er Mainz machte, hier im Hotel de la Reine, und so übersiedelten wir denn sofort hierher. Vor einer Woche erhielt der arme Ganghofer jedoch eine telegraphische Nachricht, die ihn sofort nach Hause rief: Sein Vater liegt im Sterben. So bin ich seither nun allein mit Mainz. Wir haben uns sehr angefreundet, Dir brauche ich ihn ja nicht zu schildern. Du kennst ihn. Er ist ein samoser Mensch, dessen geniale Natur durch einen leichten philiströsen Zug gedämpft wird. Mir ist diese Mischung ungemein sympathisch. Leider geht Mainz morgen fort und ich bleibe nun ganz allein. Das will etwas besagen in einem Orte, wie Ospedaletti, der kein Ort, sondern nur ein Hotel ist. Glücklicherweise kenne ich keinen einzigen Gast in dem Riesenhaufe, kann also meine eigene Gesellschaft unbehindert genießen. Sie ist nicht gerade aufregend -- aber mir genügt sie. Deine Frau sah ich bisher nur ein einziges Mal -- natürlich in Monte-Carlo. Sie ist sehr hübsch, wie ich Dir bestimmtest mitteilen kann. In diesen Tagen gedenke ich nach Nizza zu fahren, das ich noch nicht kenne. Dort werde ich sie auffuchen und bei

einem Frühstück mit ihr gemeinsam Dich beschimpfen. Sollte Dich also demnächst so gegen 1 Uhr mittags der Schnackerl besonders belästigen, so weist Du, daß ich mit Deiner Frau im Café de Paris sitze und mir dort den Magen verderbe. Für Deine Nachricht, das Engagement Th.s betreffend, danke ich Dir sehr. Hätte ich einen Busen, ich würde das Geheimnis dort bewahren. Hoffentlich geht die Sache glatt ab. Leb' wohl, laß wieder einmal was von Dir hören und schau, daß Du ganz gesund wirst! Was treibt der Herr Hofrat allerweil? Grüß ihn recht schön von mir. Dein treuer alter Karl."

Voriges Jahr schrieb er mir am 7. August aus Ischl: „Mein lieber Hermann! Bei Deiner Ankunft in Karersee wirst Du wohl erfahren haben, daß ich wegen neuer Fieberanfalle, die mich hier mit ihren Besuchen erfreuten, die anstrengende Reise nach Karersee aufgeben mußte, denn ich bin so schwach, daß mich die weiche Ischler Luft schon angreift. Stell' Dir das nur einmal vor. Es ist gar nicht lustig. Aber in meiner bewährten, zähen Geduld trage ich auch das und denke mir, daß es schließlich doch einmal besser werden muß, zumal ich ja ganz ernstlich entschlossen bin, mich im Bureau pensionieren zu lassen, womit die ärgste Hast und Rackerei und damit die Hauptursache meines leidenden Zustandes von mir genommen wird. Wie leid

es mir tut, auf die acht Tage, die wir gemeinschaftlich verplaudern wollten, verzichten zu müssen, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen. Vor allem hätten wir viel, sehr viel über deinen „Krampus“ zu sprechen gehabt. Ich habe das Stück natürlich sofort nach seinem Eintreffen gelesen und die Lektüre nach zwei Tagen wiederholt, weil man das erste Mal, im Banne des Stofflichen, immer viel wichtiges Beiwerk übersieht. Also: Gesamteindruck — ausgezeichnet. Die Zeitfarbe und der Zeitton außerordentlich fein getroffen und — was für die Bühne weit wichtiger ist — höchst fesselnd. Von den Figuren der Krampus Negrelli selbst, die Generalin, der Diener, der Freund und auch das Liebespaar famos. Das Stubenmädchen ist ein bißchen typisch ausgefallen, wird aber trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb) auf dem Theater eine sehr glückliche Figur sein. Alle Details brillant, der Quartettschluß für mich geradezu entzückend (Schade, daß sie nicht Handys Serenade spielen, die würde zu diesem Quartett, wie dafür geschrieben, passen!) — ob das Publikum von diesem Schluß nicht ein wenig verblüfft sein wird, weiß ich nicht, scheint mir auch nicht von Belang. Aber — jetzt kommt es, das vermaledeite, aufdringliche Aber! — die Handlung ist mir fürs Theater, für einen ganzen langen Theaterabend doch zu dünn. Es fehlt ihr an der echten Spannung, Verwicklung, Aufhaltung, an den Hinder-

nissen — Du verstehst, was ich meine? Sag' nicht das „Dünne“ ist hier stilgemäß. Das Theater kennt solche Stilgemäßheit nicht. Es hat seine eigenen, unerbittlichen Gesetze und schert sich den Henker um alles andere. In Jahrhunderten ist es nicht möglich gewesen, an diesen Gesetzen auch nur das geringste zu verrücken, und es haben kräftige Kerle daran gerüttelt. Das Theater braucht Handlung. In Deinem Stück sind alle Ansätze dazu, aber sie bleiben Ansätze. Aus dem Entschluß Regrellis, die Aurelia seinem Freunde Föderl zu geben, mußte nach meiner Meinung ein stärkerer Konflikt entstehen. Föderl mußte darauf eingehen und dann in irgend einer Weise — einmal in seinem Leben — aufbegehren, oder irgendwie zwischen die Liebenden treten mit der ganzen Autorität des hofrätischen Befehles. Die Liebenden müßten verzweifeln, ein bißchen Ferdinänderln und Louiserln (ich weiß schon, daß da keine Ähnlichkeit ist!) — kurz und gut, ich kann mir nicht helfen, die Handlung ist mir zu dünn, und ich traue dem Beiwerk nicht die Kraft und unserem Publikum nicht die Freude an dem historischen Wille zu, über diesen Mangel an Spannung hinwegzukommen. Ich weiß, Du nimmst mir das offene Wort gewiß nicht übel. Wir schicken uns doch unsere Arbeiten nicht, um gegenseitig Komplimente zu hören. Wegen der Besetzung am Volkstheater habe ich auch Sorgen. Die

Generalin! Wer soll diese Prachtrolle spielen? Den Regrelli spielt natürlich Thaller, der ausgezeichnet sein wird. Aber den Föderl? Und den Dimpfl? Darüber sprechen wir wohl noch. Aber wann und wo? Schreibe mir, wann Du vom Karersee heimkommst.“

Dies war sein letzter Brief an mich. Es kam noch eine Karte aus der Brühl: „Es geht mir gar nicht gut — wie das enden soll, weiß ich nicht. Jedenfalls bereite Dich als Vize der Concordia zu einer schönen Rede vor.“ Er floh nach Lovrana. Von dort schrieb er mir aus der Villa Souvenir am 31. August, wieder auf einer Karte: „Glücklich hier angekommen, wo wir sehr bequem wohnen und ganz ausgezeichnet essen (was für mich jetzt eine Lebensfrage ist), freue ich mich, Dir mitzuteilen, daß meine Genesung nun endlich wesentliche Fortschritte macht. Es ist hier aber auch unbeschreiblich schön und ruhig — ganz religiös könnte einem werden.“ Drei Wochen später brachten sie ihn sterbend heim.

Am 26. Oktober 1902.

Hermann Bahr.